

Predigt zu Johannes 9, 1-12

Jens Martin Sautter (16.5.2021)

Wohin statt woher

„Wenn das Leben dir Zitronen schenkt, mache Limonade daraus.“ Dass unser Text mit diesem Spruch etwas zu tun hat, merkt man nicht auf den ersten Blick.

Es ist wichtig, im Leben die richtigen Fragen zu stellen, denn die Fragen bestimmen meinen Weg. Wenn etwas Schlimmes passiert, wenn wir krank werden, wenn ein Schicksalsschlag uns trifft oder eine Pandemie uns überrollt. Dann lautet unsere Frage oft: „Woher kommt das? Warum trifft es mich?“ Diese Frage liegt nahe, aber sie führt meistens nicht weiter. So hat man auch vor 2000 Jahren schon gefragt, denn von nichts kommt nichts. Alles, was passiert, hat ja irgendeinen Grund, kommt irgendwo her. In den Texten des Alten Testaments ist davon zu lesen. Man ging davon aus, dass schlimme Dinge, die man erlebt, irgendwie damit zusammenhängen, dass irgendwas im eigenen Leben nicht so ist, wie es sein sollte. Dass man vom richtigen Weg abgekommen ist, dass man Gott geärgert hat, und dass die Krankheit oder der Tod des Kindes oder der berufliche Niedergang eine direkte Folge davon ist. Wer Gott den Rücken kehrt, wer nicht so lebt, wie es Gott gefällt, der wird es nicht erst nach dem Tod, sondern in diesem Leben zu spüren bekommen. Davon war man überzeugt.

Ja, auch damals gab es schon Stimmen, die das in Frage stellen. Die Psalmisten beschwerten sich regelmäßig, dass es gottlose Menschen gibt, denen trotzdem alles zu gelingen scheint. Und im Buch Hiob wird dieser Zusammenhang grundsätzlich in Frage gestellt, denn diesem guten Menschen Hiob, der selbst für die damaligen Verhältnisse so furchtbare Dinge erlebt, konnte man wirklich nichts nachsagen – noch nicht einmal Gott konnte einen Fehler an ihm finden.

Aber im Volksglauben hat sich diese Überzeugung auch zurzeit Jesu gehalten – bis heute. Und wenn dann jemand auch noch blind geboren wird, dann muss eine ganz besonders schwere Schuld dahinter stecken – entweder bei ihm selbst oder bei den Eltern. Ein solches Schicksal kommt nicht von ungefähr.

Wer hat Schuld? So fragen wir auch heute – auch bei der Pandemie. Es wird gesucht nach den Ursachen und je nachdem, wo man politisch steht, findet man die Schuld bei den bösen Chinesen, bei unserem allgemeinen Lebensstil, bei unserem Umgang mit den Tieren, bei der Globalisierung, bei den unfähigen Politikern. Manche haben von der Pandemie sogar als von einem Gericht Gottes gesprochen.

Aber das sind Fragen, die Jesus nicht interessieren. Für ihn ist klar: Gottes Werk soll an dem jungen Mann getan werden. Darum geht es. Man muss deshalb die

Frage anders stellen: Nicht woher, sondern wohin? Was will Gott daraus machen? Wohin will Gott uns damit führen? Welches Werk will Gott angesichts dieser Situation tun?

Der Text lädt uns ein, anders zu fragen und in schlimmen Situationen eine Einladung Gottes zu sehen: Wenn ein Konflikt eskaliert, wenn die Krankheit mich ans Bett fesselt, wenn ich zum x-ten Mal bei den Beförderungen übersehen werde, wenn das Amtsgericht endgültig entscheidet, dass mein Asylantrag abgelehnt wird, wenn Corona mir die Begegnungen unmöglich macht - dann ist die entscheidende Frage nicht: Wie konnte es so weit kommen? Wer hat Schuld? Warum trifft es mich? Sondern dann geht es um Gottes Einladung darin: Wohin führt mich diese Situation? Wie kann aus dieser Situation Gottes Werk entstehen? Und das heißt konkret: Wie kann diese Situation zu einer Gelegenheit werden für mehr Liebe, mehr Glauben, mehr Hoffnung? Denn das ist das Werk Gottes.

Leider sind wir oft fixiert auf die Suche nach den Schuldigen, anstatt danach zu fragen, was Gott daraus machen will. Das gilt auch für die Corona-Pandemie. Am Anfang haben viele noch gedacht, vielleicht führt uns diese Pandemie ja zu einer stärkeren Wertschätzung von Beziehung und Nähe. Vielleicht lernen wir daraus, dass *weniger* oft *mehr* sein kann, vielleicht ist das eine Chance, eine andere Gesellschaft zu schaffen. Solche Stimmen gibt es immer noch, aber sie sind leiser geworden. Jetzt geht es für viele nur noch darum, möglichst schnell wieder die alte Zeit zurückzubekommen.

Welche Frage wir stellen, ist entscheidend. Denn anhand der Fragen entsteht der Weg, den ich gehe. Um zu den Zitronen zurück zu kommen: Wenn das Leben übel mitspielt, lautet die Einladung nicht: „Mache Limonade daraus“, sondern: „Schau mal, was Gott daraus machen will“ und dann gehe ihm zur Hand und du wirst sehen, dass aus Zitronen noch viel mehr werden kann, wenn Gott seine Hand im Spiel hat. Dann wirst du sehen, wie in schlimmen Situationen mehr Liebe wächst, oder mehr Glauben oder mehr Hoffnung.

Ich sehe nur das, was ich glaube

Durch die Heilung verkehren sich die Rollen. Der eine, der von Geburt an blind gewesen ist, kann plötzlich sehen. Dafür sind die anderen plötzlich mit Blindheit geschlagen. Sie erkennen den Blinden nicht wieder, als der geheilt vom Teich Shiloah wieder zurückkommt. Einige jedenfalls. Sie behaupten steif und fest, dass es sich bei diesem Menschen nicht um den stadtbekanntesten Bettler handelt. Er sieht ihm ein bisschen ähnlich, sagen sie. Aber er ist es nicht.

Wie kann das sein? Ganz einfach: Sie halten es für unmöglich. Denn sie kennen diese blinden Bettler

doch, von Kindheit an. Sie sind mit ihm aufgewachsen. Sie haben ihn an jedem Morgen vor dem Tor gesehen. Es gehört zur festen Morgenroutine, ihn morgens am Tor zu grüßen und am Sabbat eine kleine Münze in den Korb zu legen. Er ist blind, und wer blind ist, wird nicht plötzlich sehend. Und so sieht dieser Mensch, der vor Freude tanzt, dem Bettler zwar ähnlich, aber er kann es nicht sein.

Oft sagen Menschen: „Ich glaube nur, was ich sehe.“ Anhand der Geschichte kann man den Satz auch umdrehen: „Ich sehe nur, was ich glaube.“ Was wir sehen, was wir für wahr und real halten, hängt davon ab, welche Vorentscheidungen wir bewusst oder unbewusst getroffen haben. Was wir überhaupt für möglich halten. Unser Gehirn bestimmt, ob ich etwas sehen kann oder nicht.

Ein amerikanischer Theologe namens Brian McLaren hat dazu ein Buch geschrieben. Er zeigt darin: Was wir sehen, was wir für wahr halten, hängt ganz stark ab von bestimmten Neigungen und Vorurteilen unseres Gehirns. Im Bild gesprochen: Wir sehen die Welt wie durch eine Windschutzscheibe. Und wenn wir sie nicht regelmäßig reinigen, werden wir viele Dinge nicht erkennen, obwohl sie wahr sind. Unser Denken ist geprägt von bestimmten Vorurteilen, deren wir uns oft gar nicht bewusst sind. Das wiederum hat zur Folge, dass wir manchmal Dinge nicht erkennen, obwohl sie uns direkt vor Augen stehen.

Zum Beispiel:

- Das Gehirn neigt dazu, das zu sehen, was uns in unserem Denken bestätigt und tendiert dazu, das abzulehnen oder auch gar nicht erst zu sehen, was unserem Denken widerspricht. Was nicht in unser Bild von der Wirklichkeit passt.
- Unser Gehirn neigt außerdem dazu, die Dinge zu sehen und für wahr zu halten, die einfach sind. Dem Gehirn gefällt eine einfache Lüge deutlich besser als eine komplexe Wahrheit.
- Unserem Gehirn gefällt es außerdem besser, die Dinge zu sehen und für wahr zu halten, die unsere Zugehörigkeit zu der Gruppe bestärken, in der wir zuhause sind - als Dinge, die mich mit meiner Gruppe in Konflikt bringen.
- Und schließlich neigt unser Gehirn dazu, die Dinge nicht so zu sehen wie andere, wenn ich mit diesen Menschen keinen Kontakt habe. Je weniger Kontakt ich zu diesen Menschen habe, desto weniger werde ich die Welt so sehen, wie sie. In Palästina erleben wir einen solchen Hass zwischen Juden und Palästinensern, der auch damit zusammen hängt, dass die allermeisten Juden nur sehr wenige Palästinenser wirklich kennen und umgekehrt.

Wir sehen nur das, was wir glauben, was unser Gehirn uns erlaubt zu sehen. Und deshalb ist es notwendig, die Windschutzscheibe regelmäßig zu putzen. Dann werden wir Gottes Werke sehen und vielleicht auch erkennen, wo Gott sein Werk durch uns tun will.

Irgendwie, irgendwo, irgendwann

Jesus sagt einen interessanten Satz: Wir müssen die Werke Gottes tun, solange Tag ist. Zwei Dinge fallen mir auf: Er spricht zum einen nicht nur von sich selbst, sondern von „wir“. Damit sind alle die gemeint, die zu ihm gehören, die mit ihm unterwegs sind. Sie alle müssen Gottes Werke tun, und zwar nicht irgendwann, sondern jetzt.

Ich habe vor vielen Jahren im Studium einmal eine Predigt gehört über das Wort „irgend“. Das war schon etwas merkwürdig, aber es ist mir auch 30 Jahre später noch im Gedächtnis, und ich finde, das spricht durchaus für diese Predigt. Im Kern ging es darum, dass wir dieses Wort „irgend“ gerne vor irgendwelche Wörter setzen, wenn wir uns nicht festlegen wollen, wenn wir uns unsicher sind, wenn wir uns alle Optionen offen halten wollen: Irgendwann werde ich meine Eltern anrufen, irgendwann werde ich mich mit meinem Partner hinsetzen und den Konflikt angehen, irgendwen werde ich um Hilfe bitten, irgendwie werde ich den Menschen, die in Armut leben, helfen. Es gibt Menschen, deren Leben verläuft in einem dauernden „irgend“.

Jesus sagt: Jetzt ist die Zeit. Jetzt ist der Tag. Bald kommt die Nacht, dann wird es zu spät sein. Der Tag, das ist die Zeit, in der Jesus da ist. Es ist die Zeit, in der alles möglich ist. Wir können es nicht schieben auf eine andere Zeit, wenn wir uns innerlich bereiter fühlen, wenn wir die Vorbereitungen endlich abgeschlossen haben, wenn wir alle Fragen geklärt haben oder alle anderen Optionen ausgeschöpft sind. Sondern jetzt ist die Zeit, dass wir Gottes Werk tun müssen.

Das klingt für alle die, für die das Wort „irgend“ zum Lieblingswortschatz gehört, ziemlich anstrengend. Aber das war tatsächlich keine Sorge, die Jesus hatte: Dass seine Worte vielleicht für den einen oder anderen zu anstrengend sein könnten.

Deshalb will ich sie herausfordern: Ändere deine Fragen. Und achte auf die Einladung Gottes in den Situationen, in denen du auf den ersten Blick nur den Kampf oder den Krampf siehst. Wie man da hinein gekommen ist, ist nicht so entscheidend. Entscheidend ist, dass Gott in dieser Situation und aus dieser Situation etwas machen will: ein Werk Gottes. AMEN